

Übersetzung

Vorbemerkung: Zu Akutagawa Ryūnosukes Erzählungen „Der Christus von Nanjing“ und „Drei Fenster“

Das Werk des japanischen Schriftstellers, Dichters und Essayisten Akutagawa Ryūnosuke (1892-1927) besticht durch eine unübertroffene stoffliche und stilistische Vielfalt und wird in Japan so hoch geschätzt, daß es für viele den Übergang von Tradition über Moderne zu Post-Moderne verkörpert. Akutagawa leistete einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung der eigenständigen japanischen Ich-Erzählung (*watakushi-shōsetsu* bzw. *shi-shōsetsu*), dem herausragenden Genre in der japanischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. Überdies schuf er in der Tradition des großen Romanciers Natsume Sōseki (1867-1916) eine echte Symbiose von West und Ost, fernab von Eklektizismus und traditionaler Ablehnung.

Am 24. Juli 1927 schied Akutagawa Ryūnosuke mit einer Überdosis an Schlafmitteln aus dem Leben. Über sein höchst bedeutendes Werk hinaus war es sein Freitod in jungen Jahren, der einen Mythos um ihn schuf. Für zahlreiche Zeitgenossen bedeutete sein Tod einen Einschnitt in der Geschichte des modernen Japans und ein Symbol für das Scheitern der Taishō-Demokratie, jener zaghaften Öffnung Japans für westliches und fortschrittliches Gedankengut in der Taishō-Zeit (1912-26). Der im Jahre 1935 vom Verlagshaus Bungei shunjū gestiftete und heute höchst angesehene Literaturpreis Japans trägt Akutagawas Namen, und etliche seiner ungebrochen populären Erzählungen werden in japanischen Schulen gelesen.

Sieben Jahre lagen zwischen der Niederschrift der hier erstmals in deutscher Sprache vorgelegten Erzählungen „Der Christus von Nanjing“ (*Nankin no kirisuto* 南京の基督, 1920) und „Drei Fenster“ (*Mitsu no mado* 三つの窓, 1927). „Der Christus von Nanjing“ markiert einen Wendepunkt in Akutagawas Schaffen. Während seine Werke bis zu jener Zeit zumeist Adaptionen und moderne psychologische Interpretationen klassischer Vorlagen waren, spielt die Erzählung in einem Freudenviertel der chinesischen Stadt Nanjing und schildert mit hintergründiger Ironie die Geschichte von der wundersamen Heilung einer an Syphilis erkrankten gläubigen christlichen Prostituierten. Wenngleich noch immer surreale und phantastische Momente die Handlung bestimmen und

Realität und Illusion sich vermischen, ist der Text Ausdruck einer Suche nach neuen Formen des Erzählens, die Akutagawa schon bald zur Ich-Erzählung führen sollte.

„Drei Fenster“ entstand wenige Wochen vor Akutagawas Freitod im Juli 1927 und war die letzte Erzählung, die zu seinen Lebzeiten erschien. In eindringlichen Bildern und mit melancholischen Untertönen erzählt der Text ganz im Stile des europäischen Naturalismus von menschlichen Abgründen und scheinbar unausweichlichem und durch Veranlagung und Umwelt schicksalhaft vorbestimmtem Scheitern, von Entfremdung und Verlorenheit. Der Mikrokosmos eines Kriegsschiffes wird zum Sinnbild eines militarisierten sozialen Gefüges, dessen Funktionieren auf dem Prinzip von Befehl und Gehorsam beruht und in dem das Individuum auf das sprichwörtliche „Rädchen im Getriebe“ reduziert wird. Auch das Kriegsschiff selbst aber ist ein beseeltes, fühlendes und wie der Mensch dem Untergang geweihtes Wesen.

Zum Zeitpunkt der Niederschrift von „Drei Fenster“ stand Akutagawas Entschluss zum Selbstmord schon lange fest. Ungeachtet des pessimistischen Grundtons zeigt er sich jedoch auch in diesem späten Text als meisterhafter Erzähler und ebenso intellektuell distanzierter wie psychologisch präzise analysierender Beobachter.

Armin Stein

Ein Asterisk im Text verweist auf eine Anmerkung.

Armin Stein: Japanologe und Soziologe (M.A.) Seit vielen Jahren beschäftigt er sich als Übersetzer mit dem Werk Akutagawa Ryūnosukes und hat eine Vielzahl bedeutender Texte des großen japanischen Schriftstellers in deutscher Sprache zugänglich gemacht. Als Buchveröffentlichungen liegen vor:

1. Akutagawa Ryūnosuke: „*Dialoge in der Dunkelheit*. Späte Prosa und Erzählungen.“ Aus dem Japanischen von Armin Stein. München: Iudicium Verlag, 2003 (Neuaufgabe 2010)
2. Akutagawa Ryūnosuke: „*Die Fluten des Sumida*. Ausgewählte Erzählungen und Prosa.“ Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2010.

Der Christus von Nanjing

von Akutagawa Ryūnosuke

I.

Eines Nachts im Herbst saß in einem Zimmer eines Hauses in der Qiwangjie*, der „Straße der schwachen Hoffnung“ in Nanjing, eine blasse junge Chinesin an einem alten Tisch, die Arme aufgestützt, und knabberte gelangweilt Wassermelonenkerne von einem Teller.

Die Lampe auf dem Tisch verbreitete ein fahles Licht. Die Kraft des Lichts reichte nicht aus, den Raum zu erhellen, ließ vielmehr die Düsternis noch bedrückender wirken. In einem Winkel des Zimmers, von dessen Wänden die Tapete blätterte, verdeckte ein staubiger Vorhang ein Rattanbett, von dem eine Woldecke herab hing. Auf der anderen Seite vom alten Tisch, ganz so, als sei er völlig in Vergessenheit geraten, stand ein ebenso alter Stuhl. Über diese spärliche Ausstattung hinaus fand sich im ganzen Zimmer kein einziges schmückendes Möbel.

Von Zeit zu Zeit hielt das Mädchen im Knabbern inne, schlug die kühlen Augen auf und heftete den Blick auf die gegenüberliegende Zimmerwand – dorthin, wo an einem verbogenen Nagel ein kleines Kreuz aus Messing hing. Schattenhaft waren auf dem Kreuz die vagen Konturen eines Reliefs auszumachen, einer kunstlosen Schnitzerei, die einen leidenden, die Arme in die Höhe streckenden Christus darstellte. Wann immer der Blick des Mädchens auf Jesus ruhte, wich von einem Augenblick auf den anderen die Trauer in ihren lang bewimperten Augen dem heftig aufflackernden Licht einer naiven Zuversicht. Sooft sie aber den Blick vom Kreuz abwandte, pflegte sie tief zu seufzen, ehe sie gelangweilt und mit hängenden Schultern in ihrem verblichenen Satinkleid wieder nach Wassermelonenkernen griff.

Der Name des Mädchens war Song Jinhua, und sie war eine fünfzehnjährige Prostituierte, die, um das spärliche Einkommen ihrer Familie aufzubessern, Nacht für Nacht in diesem Zimmer auf Kunden wartete.

Natürlich gab es unter den zahlreichen Prostituierten im Freudenviertel Qinhuai* etliche nicht minder reizvolle als Jinhua. Allerdings darf zumindest angezweifelt werden, daß es eine in der Gegend gab, die sie an Sanftmut übertraf. Im Gegensatz zu anderen Prostituierten war sie weder verlogen noch verwöhnt, trug Tag für Tag ein heiteres Lächeln auf den Lippen und scherzte mit den Kunden, die sie in ihrem düsteren Zimmer aufsuchten. Zahlten diese mehr

als vereinbart, was selten genug vorkam, war es ihr eine große Freude, ihrem einsamen Vater einen Becher guten Reisweins zu gönnen.

Keine Frage, Jinhuas Güte entsprang ihrer Wesensart, aber darüber hinaus war sie, wie das Kreuz an der Wand es vermuten ließ, seit jeher auch eine gläubige Anhängerin der katholischen Kirche, in deren Lehre ihre verstorbene Mutter sie unterrichtet hatte.

Im Frühling jenes Jahres verbrachte ein junger japanischer Reisender, der anlässlich eines Pferderennens nach Shanghai gereist war und sich weiter in den Süden Chinas begeben hatte, um die Landschaften zu erkunden, eine denkwürdige Nacht in Jinhuas Zimmer. Mit der zierlichen Jinhua auf den Knien rauchte der Mann im westlichen Anzug eine Zigarre, als sein Blick auf das Kreuz an der Wand fiel und er verwundert in unsicherem Chinesisch fragte:

„Bist du Katholikin?“

„Ja, ich wurde mit fünf Jahren getauft.“

„Wie kannst du dann diesem Gewerbe nachgehen?“

In seiner Frage schwang Ironie mit. Jinhua aber schmiegte ihr pechscharzes Haar an seine Brust und strahlte wie immer heiter über das ganze Gesicht.

„Würde ich diesem Gewerbe nicht nachgehen, müßten Vater und ich verhungern.“

„Dein Vater ist wohl schon ein alter Mann?“

„Aber ja – er ist schon ganz gebeugt!“

„Trotzdem – mußt du nicht befürchten, nicht in den Himmel zu kommen, wenn du diesem Gewerbe nachgehst?“

„Aber nein!“

Jinhua betrachtete das Kreuz an der Wand und wurde nachdenklich.

„Ich glaube fest daran, daß Christus im Himmel meine Gefühle versteht – was würde ihn denn sonst von einem Polizisten im Revier Yaojia unterscheiden?“

Der junge japanische Reisende lächelte. Dann griff er in eine Tasche seiner Jacke, zog ein Paar Ohrringe aus Jade hervor und steckte sie ihr eigenhändig an.

„Die Ohrringe habe ich gekauft, um sie als Andenken mit nach Japan zu nehmen, aber ich möchte sie dir schenken zur Erinnerung an diese Nacht.“

Wahrhaftig, seit ihrer ersten Nacht mit einem Kunden hatte Jinhua stets inneren Frieden in ihrem Glauben gefunden.

Einen Monat später aber erkrankte die fromme Prostituierte zu ihrem Unglück an einer schweren Syphilis. Als die Kunde davon zu ihren Kolleginnen drang, riet Chen Shancha zur schmerzlindernden Einnahme von Opiumtee, während Mao Yingchun ein Quecksilberpräparat empfahl, das sie selbst eingenommen hatte, und Jinhua freundlicherweise einen Rest Kalomel* vorbeibrachte. Doch obgleich Jinhua sich zurückzog und keine Kunden mehr empfing, wollte ihr Zustand sich einfach nicht bessern.

Eines Tages kam Shancha auf Besuch zu Jinhua und schlug in vollem Ernst eine abergläubische Heilungsmethode vor.

„Du hast dir die Krankheit von einem Kunden geholt, deshalb mußt du sie schleunigst an einen anderen Kunden weitergeben! Dann wirst du innerhalb weniger Tage geheilt sein!“

Jinhua hatte gelangweilt zugehört, das Kinn in die Hand gestützt, fragte dann aber doch mit einer gewissen Neugierde zurück:

„Glaubst du das wirklich?“

„Ja doch! Meine ältere Schwester litt an der gleichen Krankheit, die sich einfach nicht bessern wollte, doch nachdem sie einen Kunden angesteckt hatte, war sie binnen Kürze geheilt!“

„Und der Kunde?“

„Der Kunde – nun, er muß einem leid tun. Es heißt, er sei erblindet.“

Nachdem Shancha das Zimmer verlassen hatte, kniete Jinhua nieder vor dem Kreuz an der Wand, hob den Blick zum leidenden Christus und betete mit Inbrunst:

„Christus, der du bist im Himmel! Ich gehe diesem schändlichen Gewerbe nach, um meinen Vater zu ernähren. Doch ist mein Lebenswandel nur für mich allein beschämend und stellt für keinen anderen Menschen eine Belästigung dar! Deshalb glaube ich fest daran, selbst dann gewiß in den Himmel zu kommen, wenn ich in diesen Verhältnissen sterben muß. In Zukunft aber werde ich meinem Gewerbe offenbar nur dann noch nachgehen können, wenn ich meine Krankheit auf einen Kunden übertrage. Ich bin deshalb entschlossen, das Bett mit keinem Kunden mehr zu teilen, sollte ich auch verhungern und nur der Tod mich von der Krankheit erlösen. Andernfalls würde ich meines eigenen Glückes wegen einen arglosen Menschen ins Unglück stürzen. Doch was ich auch sagen mag, eine Frau ist immerzu Versuchungen ausgesetzt. Christus, der du bist im Himmel! Bitte, beschütze mich! Du bist der Einzige, dem ich vertrauen kann!“

Song Jinhua hatte ihren Entschluß gefaßt, verweigerte sich hartnäckig den Geschäften, zu denen Shancha und Yingchun sie zu überreden suchten, und

wehrte alle Kunden ab. Wurde sie gelegentlich von einem alten Bekannten in ihrem Zimmer aufgesucht, rauchte sie zwar eine Zigarette mit ihm, war ihm aber darüber hinaus nicht zu Willen. Betrunkenen Gästen, die aufdringlich wurden, schleuderte sie entgegen: „Ich habe eine schwere Krankheit! Wenn du mir zu nahe kommst, wirst du dich anstecken!“, und scheute nicht einmal davor zurück, ihnen den Beweis ihrer Krankheit vor Augen zu führen. Allmählich blieben die Besucher daher aus. Zugleich schrumpften Jinhuas Mittel mit jedem Tag weiter zusammen ...

Auch in dieser Nacht saß sie schon seit einer ganzen Weile untätig am Tisch. Wie üblich hatte kein Kunde sie aufgesucht. Längst war es finster draußen, und das leise Zirpen einer Grille war der einzige Laut, der an Jinhuas Ohr drang. Die Kälte im ungeheizten Zimmer fiel über sie her wie kaltes Wasser, das vom steinernen Fußboden aufstieg und ihre kleinen Füße in den seidenen Schuhen einhüllte.

Jinhua, die im fahlen Licht der Lampe starr vor sich hin blickte, erbebt plötzlich, unterdrückt ein Gähnen und faßt nach ihren Ohrringen aus Jade. Im selben Augenblick wurde die gestrichene Tür des Zimmers aufgestoßen und ein Jinhua unbekannter Ausländer taumelte hinein. Offenbar hatte er sich allzu heftig gegen die Tür geworfen. Die Lampe auf dem Tisch flackerte kurz auf und tauchte das enge Zimmer in ein sonderbares tiefrotes Licht. Im Schein des roten Lichtes stürzte der Eindringling zunächst auf den Tisch zu, blieb dann jedoch abrupt stehen, stolperte einen Schritt rückwärts und polterte schwer mit dem Rücken gegen die Zimmertür.

Jinhua hatte sich unwillkürlich erhoben und betrachtete den Fremden voller Verblüffung. Er mochte Mitte Dreißig sein. Zu einem gestreiften braunen Anzug trug der Mann eine gleichfarbige Reisemütze, das bärtige Gesicht mit den hohen Wangenknochen und großen Augen war von der Sonne gebräunt. Merkwürdigerweise hätte Jinhua nicht zu sagen vermocht, ob es sich bei dem Ausländer um einen Mann aus dem Abendland oder einen Asiaten handelte. Mit seinen unter der Mütze hervorquellenden schwarzen Haaren und der erloschenen Pfeife im Mund an der Tür lehrend wirkte er wie ein betrunkenener Reisender, der sich im Haus geirrt hatte.

„Was wollen Sie?“, fragte die unbeweglich am Tisch verharrende Jinhua beinahe vorwurfsvoll, wenngleich der Mann ihr ein wenig unheimlich war. Er schüttelte den Kopf und bedeutete mit Gesten, kein Chinesisch zu verstehen. Dann nahm er die Pfeife aus dem Mund und äußerte einige schnelle Worte in einer Sprache, die Jinhua nicht verstand. Diesmal war sie es, die im Lichtschein der Lampe auf dem Tisch nur verständnislos den Kopf schütteln konnte, wobei ihre zitternden Ohrringe aus Jade glänzten.

Als der Besucher sah, wie Jinhua in ihrer Verlegenheit die schönen Augenbrauen zusammenzog, lachte er plötzlich laut auf, zog unbekümmert die Mütze vom Kopf und taumelte einige Schritte auf sie zu. Dann aber, als versagten seine Beine den Dienst, ließ er sich auf den alten Stuhl am Tisch fallen. In diesem Augenblick vermeinte Jinhua etwas Vertrautes in den Zügen des Fremden zu entdecken, obgleich sie sich nicht daran erinnern konnte, woher sie ihn kennen mochte. Der Besucher griff ohne Umstände nach den Wassermelonenkernen auf dem Teller. Während er kaute, starrte er Jinhua unverwandt an und redete in einer fremden Sprache auf sie ein, seine Worte bald mit sonderbaren Gebärden begleitend. Wenngleich sie die Bedeutung seiner Worte nicht verstand, vermutete sie doch, daß dieser Ausländer mehr oder weniger begriffen hatte, welchem Gewerbe sie nachging.

Es war nicht unbedingt ein besonderes Erlebnis für Jinhua, eine Nacht mit einem des Chinesischen nicht mächtigen Ausländer zu verbringen. Sie nahm wieder auf ihrem Stuhl Platz, trug das übliche liebenswürdige Lächeln zur Schau und scherzte mit ihrem Besucher, der kein Wort verstand. Doch ganz so, als verstünde er sie, nickte und lachte er schon nach ihren ersten Worten und gestikulierte noch lebhafter als zuvor.

Der Atem des Besuchers roch nach Alkohol. Dennoch strotzten seine vom Rausch roten Züge derart von männlicher Vitalität, daß sie die Atmosphäre des düsteren Zimmers aufzuhellen schienen. Jinhua jedenfalls gefiel der Mann ausgesprochen gut – besser als alle anderen Ausländer aus dem Westen oder Asien, die ihr bislang begegnet waren, ganz zu schweigen von den Landsleuten aus Nanjing, die täglich ihren Weg kreuzten. Allerdings wurde sie das Gefühl nicht los, dieses Gesicht irgendwo schon einmal gesehen zu haben. Während sie ohne Scheu mit dem Fremden scherzte, die schwarzen Locken betrachtend, die sich auf seiner Stirn kringelten, war sie verzweifelt bemüht, sich zu erinnern, woher sie ihn wohl kennen mochte.

„Ist er der Mann, der zusammen mit seiner dicken Ehefrau auf dem Ausflugsschiff unterwegs war? Aber nein, der hatte rotes Haar. Oder war er es, der im Konfuzius-Tempel Fotos schoß? Unmöglich, der Mann war viel älter. Oder ist er derjenige, der neulich vor einem Restaurant an der Lische-Brücke in einem Gedränge einen Rikschamann mit einem langen Rohrstock auf den Rücken schlug? Ach was, der Mann hatte blaue Augen ...“

Während Jinhua sich den Kopf zerbrach, hatte der unverändert heitere Ausländer seine Pfeife mit Tabak gestopft und blies nun wohlriechenden Rauch in die Luft. Plötzlich warf er Jinhua eine Bemerkung zu, lächelte einladend, streckte zwei Finger einer Hand aus und hielt sie ihr mit fragender Miene vor das Gesicht. Es war offensichtlich, daß die zwei Finger „zwei Dollar“ bedeuten sollten. Jinhua

aber, die mit keinem Kunden mehr das Bett teilte, lachte und bedeutete zweimal kopfschüttelnd „nein“, während sie Melonenkerne knabberte.

Auffahrend stützte der Besucher die Ellenbogen auf den Tisch, reckte den vom Alkohol geröteten Kopf und starrte sie an, doch es dauerte nicht lange, bis er mit fragendem Ausdruck drei Finger in die Höhe hielt.

Die um eine Antwort verlegene Jinhua – die Wassermelonenkerne noch im Mund – rückte mit dem Stuhl ein wenig weg vom Tisch. Offenbar war ihr Besucher zu dem Entschluß gelangt, daß sie sich für zwei Dollar nicht verkaufen würde. Wie sollte sie diesem Mann, der sie nicht verstand, ihre persönlichen Beweggründe begreiflich machen? Jinhua begann ihr leichtsinniges Benehmen zu bereuen, warf ihm einen kühlen Blick zu und schüttelte erneut mit Nachdruck den Kopf.

Für eine kurze Weile lächelte der Ausländer nur still, aber dann hob er erneut die Hand und streckte vier Finger aus, seine Geste wiederum mit Worten begleitend, die Jinhua nicht verstand. Ratlos schlug sie die Hände vor das Gesicht – selbst die Kraft zu lächeln war von ihr gewichen, doch nach einem kurzen Moment des Zögerns beschloß sie, keine andere Wahl zu haben als wie bisher den Kopf zu schütteln und darauf zu warten, daß er aufgab. Indessen hatte ihr Besucher bereits seine Hand geöffnet und spreizte alle fünf Finger, als greife er nach einem unsichtbaren Gegenstand.

Die beiden setzten ihr mit Gebärden und Gesten durchsetztes, hin und her wogendes Streitgespräch noch eine ganze Weile fort. Hartnäckig erhöhte der Fremde Finger um Finger sein Gebot, bis er irgendwann bei zehn Dollar angelangt war, die er mit einer Entschlossenheit bot, aus der sprach: „Kein Preis ist mir zu hoch!“ Nun, zehn Dollar waren eine Menge Geld für eine Prostituierte, doch Jinhua blieb standhaft. Sie war bereits vor einiger Zeit vom Stuhl aufgestanden und neben den Tisch getreten, und als der Mann beide Hände hob und zehn Finger in die Höhe streckte, stampfte sie – kopfschüttelnd, versteht sich – wütend mit dem Fuß auf. In diesem Augenblick fiel das an einem Nagel hängende Kruzifix von der Wand und kam mit einem leisen metallischen Geräusch auf dem steinernen Boden vor ihren Füßen zu liegen.

Erschrocken streckte sie die Arme nach dem geliebten Kreuz aus und hob es auf. Dabei fiel ihr Blick auf das Antlitz des geschnitzten Jesus, und so unerklärlich es auch sein mochte – es war ihrem Besucher wie aus dem Gesicht geschnitten.

„Es war das Antlitz des Christus, an das ich erinnert war!“

Jinhua preßte das Messingkreuz an die Brust ihres Kleides aus schwarzem Satin und blickte unwillkürlich voller Verwunderung auf ihren am Tisch sitzenden Gast. Der Mann, dessen vom Rausch gerötetes Gesicht im Lampenschein leuchtete, lächelte noch immer bedeutungsvoll und stieß Rauch aus, wobei er sie

unverwandt anstarrte – vielleicht ihren blassen Nacken und ihre Ohren mit den zitternden Ringen aus Jade. Jinhua wiederum war nun geradezu überwältigt von dem Gefühl einer sanften Würde, die den Mann umgab.

Endlich legte er die Pfeife beiseite, neigte den Kopf ein wenig, lachte und sprach ein paar Worte. Auf Jinhua hatten diese Worte eine beinahe suggestive Wirkung, ihr war, als flüstere ein erfahrener Hypnotiseur ihr einschläfernd ins Ohr. Ihren wackeren Vorsatz gänzlich vergessend schlug sie mit einem koketten Lächeln die Augen nieder und trat zaghaft hin zu dem geheimnisvollen Fremden, das Kreuz noch immer fest in ihrer Hand.

Mit einem leisen Lächeln genoß der Mann ihren Anblick, steckte eine Hand in die Hosentasche und klimperte mit Geld. Plötzlich jedoch wich das Lächeln in seinen Augen einem fiebrigen Flackern, mit einem Satz sprang er vom Stuhl auf und schloß Jinhua kraftvoll in die Arme, wobei sein Anzug nach Alkohol roch.

Wie in Ekstase warf Jinhua den Kopf mit den Jade-Ohringen in den Nacken, doch aus den Augenwinkeln lugte sie verzückt auf sein Gesicht, das sich dem ihren näherte, während ihr das Blut in die blassen Wangen schoß und sie erröten ließ. Sie hatte keine Zeit, besonnen abzuwägen, ob sie sich diesem unheimlichen Fremden hingeben oder aber seine Küsse zurückweisen sollte, um ihn nicht mit der Krankheit anzustecken. Als der bärtige Besucher sie küßte, fühlte sie mit aller Macht eine wilde Lust brennender Leidenschaft in sich erwachen – fühlte sie eine nie gekannte wilde Lust brennender Leidenschaft ...

II.

Stunden später mischte sich allein der traurig an den Herbst gemahnende leise Gesang einer Zikade in das gleichmäßige Atmen der beiden Schlafenden im Bett. Jinhuas Träume aber erhoben sich wie Rauch, ließen den staubigen Vorhang der Bettstätte hinter sich, stiegen auf zum Dach des Hauses und weiter himmelwärts, dorthin, wo zahllose Sterne funkelten ...

Jinhua saß auf einem Sessel aus rotem Sandelholz an einem Tisch und probierte nach und nach von den zahlreichen Speisen aller Art, die aufgereiht vor ihr standen. Schwalbennester, Haifischflossen, gedämpfte Eier, geräucherter Karpfen, gebratenes Schwein, Seegurkensuppe – unmöglich, jede einzelne der Speisen aufzuzählen. Das Geschirr bestand aus prächtigen Tellern und Schalen, verziert mit blauem Lotos und goldenen Phönixen.

Hinter Jinhuas Stuhl befand sich ein Fenster mit einem Vorhang aus rotem Brokatstoff. Das Haus schien an einem Fluß zu liegen, denn durch das Fenster

drangen ein ständiges Plätschern von Wasser und Rudergeräusche an ihr Ohr. Sie war an das ihr seit Kindertagen vertraute Freudenviertel Qinhuai erinnert. Doch war dieses Haus, in dem sie sich nun befand, das des Christus und stand ganz gewiß in irgendeinem Viertel im Paradies.

Von Zeit zu Zeit legte Jinhua die Stäbchen nieder und ließ den Blick über ihre Umgebung schweifen. In dem großen Raum standen Säulen mit Schnitzereien sich schlängelnder Drachen und Töpfe mit großblütigen Chrysanthemen, doch außer den dampfenden Speisen deutete nichts auf die Anwesenheit eines weiteren Menschen hin.

Sobald Jinhua einen Teller geleert hatte, stand bereits ein neuer mit einer appetitlich duftenden Speise auf dem Tisch. Noch ehe sie wieder zu den Stäbchen gegriffen hatte, flog ein gebratener Fasan unter heftigem Flügelschlag zur Zimmerdecke empor, wobei eine Karaffe mit Reiswein aus Shaoxing zu Bruch ging.

Wenig später hatte Jinhua das Gefühl, daß jemand lautlos hinter ihren Stuhl trat. Mit den Stäbchen in der Hand wandte sie vorsichtig den Kopf. Das Fenster war unerklärlicherweise verschwunden, und auf einem Sessel aus rotem Sandelholz saß ein Ausländer auf einem seidenen Kissen, rauchte eine Wasserpfeife aus Messing und streckte entspannt die Beine von sich.

Auf den ersten Blick erkannte Jinhua in ihm den Mann wieder, der am Abend in ihr Zimmer eingedrungen war. Der einzige Unterschied bestand in dem leuchtenden, einer Mondsichel ähnelnden Ring, der etwa einen Fuß über dem Kopf des Fremden schwebte. In diesem Augenblick, wie aus dem Tisch hervor gesprungen, stand erneut ein großer, dampfender Teller mit einer leckeren Speise vor Jinhua. Gedankenlos hob sie die Eßstäbchen und wandte sich dem Leckerbissen zu, doch dann wurde ihr die Anwesenheit des Ausländers wieder bewußt, und über die Schulter hinweg fragte sie zurückhaltend:

„Willst du mir nicht Gesellschaft leisten?“

„Nein, die Speisen sind nur für dich allein. Nach dem Mahl wird deine Krankheit über Nacht heilen.“

Der Heiligenschein neigte sich ein wenig zur Seite, als er an der Wasserpfeife zog und unwiderstehlich liebenswürdig lächelte.

„Hast du denn keinen Hunger?“

„Ich? Nun, ich mache mir nichts aus der chinesischen Küche. Weißt du das nicht? Jesus Christus hat noch nie chinesisch gespeist“, sagte der Christus von Nanjing, erhob sich aus dem Sessel aus Sandelholz, trat hinter die verblüffte Jinhua und küßte zärtlich ihren Nacken.

Als Jinhua aus ihrem Traum vom Paradies erwachte, breitete sich bereits ein kühles, vom nahenden Herbst kündendes Licht in dem kleinen Zimmer aus. Im Bett aber, das wie ein Kahn im dämmerigen Dunkel hinter dem staubigen Vorhang zu schweben schien, war es noch immer lauwarm. Jinhuas im Halbdunkel schimmernde Züge lugten zur Hälfte aus der Bettdecke von unbestimmbarer Farbe hervor, die das runde Kinn verbarg, und ihre vom Schlaf schweren Augen waren noch immer geschlossen. Auf ihren blassen Wangen, wohl am Schweiß der vergangenen Nacht, klebten wirr ihre öligen Haare, und zwischen ihren schönen Lippen glänzten die weißen Zähne wie glutiniertes Reis.

Auch nach dem Erwachen hing Jinhua noch schläfrig den Traumbildern nach – den Chrysanthenen, dem Plätschern des Wassers, dem gebratenen Fasan, Jesus Christus und vielem mehr. Unterdessen wurde es auch im Schlafgemach allmählich hell, und ihre angenehmen Gedanken an die Träume wichen dem klaren Bewußtsein der unbestreitbaren Tatsache, daß sie in der vergangenen Nacht das Bett mit einem mysteriösen Ausländer geteilt hatte.

„Und wenn ich ihn angesteckt habe?“

Bei dem Gedanken wurde es Jinhua düster ums Herz, und die Vorstellung, dem Mann am hellen Morgen in das Gesicht sehen zu müssen, erschien ihr unerträglich. Noch unerträglicher war jedoch die Vorstellung, dem Anblick seines von der Sonne gebräunten Gesichts womöglich auf immer zu entsagen. Daher schlug Jinhua nach kurzem Zögern zaghaft die Augen auf und blickte sich im nunmehr hellen Schlafgemach um. Zu ihrer Überraschung stellte sie allerdings fest, daß nur sie allein unter der Bettdecke lag und weder ein Mann, der Jesus am Kreuz geähnelte hätte, noch sonst jemand anwesend war.

„War auch er nur ein Traum?“

Jinhua schlug die schmutzige Bettdecke zurück und setzte sich auf. Dann rieb sie sich mit beiden Händen die Augen, öffnete den schweren Vorhang und warf einen noch immer zweifelnden Blick in das Zimmer.

In der kühlen Morgenluft waren die Umrisse aller Gegenstände mit unbarmherziger Genauigkeit zu erkennen. Der alte Tisch, die unbeleuchtete Lampe, die beiden Stühle, von denen einer am Boden lag, der andere noch am Tisch stand – alles war noch wie am Abend zuvor. Damit nicht genug, inmitten von verstreuten Melonenkernen lag auch das hell glänzende kleine Messingkreuz auf dem Tisch. Jinhua blinzelte und starrte eine kurze Weile lang in das Zimmer, wobei sie ungeachtet der Kälte mit seitlich untergeschlagenen Beinen auf dem zerwühlten Bett sitzen blieb.

„Es war doch kein Traum“, murmelte sie dann, und begann, sich Gedanken über das rätselhafte Verschwinden des Fremden zu machen. Offensichtlich hatte er sich still und heimlich aus dem Zimmer geschlichen, während sie schlief. Auch wenn an dieser Erkenntnis kein Weg vorbei führte, vermochte Jinhua sich kaum damit abzufinden, daß ihr leidenschaftlicher Liebhaber sie ohne ein Wort des Abschieds verlassen hatte. Zu allem Überfluß hatte sie vergessen, nach den zehn Dollar zu verlangen, die der rätselhafte Ausländer geboten hatte.

„Wie dem auch sei – er ist jedenfalls verschwunden!“

Schweren Herzens griff sie nach dem schwarzen Satinkleid, das auf der Bettdecke lag, um es überzuwerfen. Dann aber stockte ihre Hand, und augenblicklich überzog ein lebhaftes Rot ihre Wangen. Hatte sie den Schritt des Fremden vor ihrer Tür gehört? Oder hatten Kissen und Bettdecke, die seine alkoholische Ausdünstung aufgesogen hatten, ihr die Erinnerung an die verflossene Nacht zurück gerufen? Nein, vielmehr war Jinhua in diesem Augenblick bewußt geworden, daß sich in dieser Nacht an ihrem Körper eine wunderbare Heilung vollzogen hatte und die schwere Syphilis spurlos verschwunden war.

„Er war Christus!“

In ihrer Unterwäsche stolperte sie Hals über Kopf aus dem Bett, kniete auf dem kalten Steinboden nieder und stimmte ein inbrünstiges Gebet an, wie es einst die schöne Maria Magdalena an den auferstandenen Herrn gerichtet hatte ...

III.

In einer Nacht im Frühling des folgenden Jahres saß der junge japanische Reisende, der Song Jinhua bereits zuvor einen Besuch abgestattet hatte, erneut im schummerigen Licht der Lampe an ihrem Tisch.

„Sieh an, das Kreuz hängt noch immer an der Wand!“, bemerkte er irgendwann an jenem Abend ein wenig spöttisch, doch Jinhua wurde auf einen Schlag ernst und erzählte die erstaunliche Geschichte vom Christus, der eines Nachts in Nanjing erschienen war und sie von ihrer Krankheit geheilt hatte.

Während er ihrer Erzählung lauschte, dachte der junge Japaner bei sich: „Diesen Ausländer kenne ich doch! Sein Name ist George Murry, und er ist zur einen Hälfte Japaner, zur anderen Amerikaner. Vor einem meiner Bekannten, der als Korrespondent für die Nachrichtenagentur Lloyd arbeitet, hat er damit geprahlt, eine fromme christliche Prostituierte aus Nanjing für eine Nacht gekauft und sich heimlich davon geschlichen zu haben, während sie schlief. Ich kann mich noch an sein Gesicht erinnern, denn als ich zuletzt in Shanghai war, logierte er im gleichen Hotel. Er behauptete, Journalist irgendeiner englischsprachigen

Zeitung zu sein, doch sein einnehmendes Äußeres konnte nicht über seine Verschlagenheit hinweg täuschen. Vielleicht trägt die Syphilis, die sich von dieser Frau auf ihn übertragen hat, die Schuld daran, daß er mittlerweile in geistige Umnachtung gefallen ist. Sie wiederum hält noch heute diesen halbblütigen Halunken für Jesus Christus! Soll ich ihr tatsächlich die Augen öffnen? Oder aber schweigen und sie für alle Zeit im Glauben an diesen Traum belassen, der an ein altes abendländisches Märchen erinnert?“

Als Jinhua ihre Geschichte zu Ende erzählt hatte, rieb er nachdenklich ein Zündholz an und begann, eine wohlriechende Zigarre zu rauchen. Dann stellte er betont teilnahmsvoll die Frage, die ihm keine Ruhe ließ:

„Tatsächlich? Was für eine rätselhafte Geschichte. Und seither hattest du nie wieder irgendwelchen Kummer?“

„Nein, nie wieder“, gab die strahlende Jinhua ohne Zögern zurück und griff nach den Wassermelonenkernen.

(Niederschrift im Juni 1920)

Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „*Nankin no kirisuto*“. Erstveröffentlichung in: *Chūō kōron*, 1920/7. Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 5. Tokyo: Kadokawa bunko, 1968, S. 7-19.

Drei Fenster

von Akutagawa Ryūnosuke

I. Ratten

An einem der ersten Tage des Juni lief das Linienschiff ×× in den Kriegshafen von Yokosuka* ein. Die Höhen um die Stadt dampften im Regen. Von Natur aus pflegen sich an Bord eines vor Anker liegenden Schiffes die Ratten schlagartig zu vermehren, und auf dem Linienschiff ×× war es nicht anders. Schon bald wimmelte es geradezu von Ratten in den Kisten und Seesäcken im Unterdeck

des Schiffes von zwanzigtausend Tonnen, dessen Flagge schlaff im unaufhörlichen Regen hing.

Das Schiff lag erst drei Tage vor Anker, als der Erste Offizier zur Rattenjagd blies, indem er die Erlaubnis zum Landgang vom Fang einer Ratte abhängig machte. Versteht sich, daß Matrosen und Maschinisten sich mit Feuereifer auf die Jagd begaben. Ihr energischer Einsatz führte schon bald zu einer drastischen Abnahme der Ratten, mit der Folge, daß man sich nun um jede einzelne stritt.

„Neuerdings werden nur noch in Stücke gerissene Ratten abgeliefert, weil sich die ganze Meute auf jede einzelne stürzt“, spotteten die Offiziere in der Messe. A., ein Oberleutnant zur See mit jugendhaften Zügen, war einer dieser Offiziere. Der sorgenfrei aufgewachsene Oberleutnant wußte fast nichts vom menschlichen Dasein, das düster ist wie der Himmel zur Regenzeit. Selbst ihm war allerdings klar, wie sehr sich Matrosen und Maschinisten nach Landgang sehnten. Mischte er sich auf eine Zigarette in ihre Gespräche, vergaß er nicht zu betonen:

„Ich verstehe euch ja. Ich würde mich doch auch auf jede Ratte stürzen!“

Natürlich konnte nur ein Junggeselle wie er solches äußern. Sein Freund hingegen, der seit einem Jahr verheiratete Oberleutnant Y., hatte für Matrosen und Maschinisten nur ein spöttisches Lächeln übrig. Gewiß, das entsprach seiner Gewohnheit, niemals eine Schwäche zu zeigen. Hatte Y., der einen gestutzten braunen Schnurrbart trug, allerdings wieder einmal zu tief in das Bierglas geblickt, stützte er manchmal das Kinn in beide Hände und sagte zu A.:

„Wollen wir auch auf Rattenjagd gehen?“

An einem klaren Morgen hatte Oberleutnant A. Dienst an Deck und erteilte einem Matrosen namens S. die Erlaubnis zum Landgang. S. hatte eine kleine Ratte angebracht – eine Ratte, die sogar noch alle Glieder beisammen hatte. Als der stämmige S. die enge Schiffstreppe hinabstieg, wurde er vom blendend hellen Sonnenlicht übergossen. Ein Matrose, der ihm leichtfüßig die Treppe hinaufeilend entgegen kam, rief ihm scherzhaft zu:

„Na, bringst du etwas an Land?“

„Klar doch!“

Oberleutnant A., dem die Worte nicht entgangen waren, wurde neugierig. Vom Deck aus rief er S. zurück.

„Was bringst du an Land?“

S. stand stramm und blickte dem Oberleutnant in das Gesicht, wirkte jedoch völlig eingeschüchtert.

„Ich habe etwas aus dem Ausland mitgebracht.“

„Wozu?“

Natürlich konnte der Oberleutnant sich vorstellen, wozu S. etwas mitgebracht hatte. Doch als der Matrose die Antwort schuldig blieb, versetzte er ihm in einer plötzlichen Aufwallung von Zorn eine schallende Ohrfeige. S. wankte einen Augenblick, ehe er wieder Haltung annahm.

„Wem hast du etwas mitgebracht?“

Wieder gab S. keine Antwort. Oberleutnant A. starrte ihn an und war einen Moment lang versucht, ihn abermals zu ohrfeigen.

„Wem?“

„Meiner Frau.“

„Ein Geschenk zum Besuch?“

„Jawohl.“

Ingeheim mußte Oberleutnant A. lächeln.

„Was hast du also einstecken?“

„Einen Schachtel mit Kuchen.“

„Wo wohnst du?“

„In Hirasakashita.“

„Leben deine Eltern noch?“

„Nein, nur meine Frau und ich leben zusammen.“

„Keine Kinder?“

„Nein.“

Auch während des Wortwechsels wirkte der Matrose ängstlich. Oberleutnant A. ließ ihn weiter stramm stehen, wandte sich ab und blickte auf die Stadt Yokosuka. Unansehnlich zogen sich die Dächer der Stadt an den Hängen der umliegenden Hügel hinauf. Nicht einmal das blendende Sonnenlicht vermochte den schäbigen Anblick zu mildern.

„Dein Landgang ist abgelehnt!“

„Jawohl!“

Als der Oberleutnant schwieg, zögerte S. unschlüssig. In Wahrheit hatte der Oberleutnant seinen nächsten Befehl innerlich bereits formuliert. Zunächst aber

schritt er eine kurze Weile lang wortlos an Deck auf und ab. Er hat Furcht vor einer Bestrafung – wie jeder Offizier kostete auch A. diese Gewißheit aus. Endlich sagte er:

„Schon gut. Geh jetzt!“

S. salutierte, drehte sich auf dem Absatz um und ging auf eine Luke zu. Der Oberleutnant wartete, bis der Matrose sich einige Schritte weit entfernt hatte, wobei er sich Mühe geben mußte, nicht zu schmunzeln, dann rief er plötzlich:

„Augenblick!“

„Jawohl!“

Sofort fuhr S. herum. Wieder schien er am ganzen Körper vor Angst zu beben.

„Ich habe einen Auftrag für dich. In Hirasakashita gibt es doch einen Laden, der Crackers verkauft, nicht wahr?“

„Jawohl!“

„Du wirst mir eine Tüte besorgen gehen.“

„Jetzt gleich?“

„Auf der Stelle!“

Der Oberleutnant entging nicht, daß Tränen über des Matrosen sonnengebräunte Wangen liefen.

Wenige Tage später saß A. in der Messe und überflog einen Brief, unter dem ein Frauenname stand. Auf rosafarbenem Briefpapier reihten sich mit unsicherer Feder geschriebene Zeichen aneinander. Nachdem A. das Schreiben überflogen hatte, zündete er sich eine Zigarette an und warf Oberleutnant Y. den Brief zu.

„Was ist das ...? *Ich bitte Sie vielmals um Verzeihung für den gestrigen Vorfall, an dem nicht mein Mann die Schuld trägt, sondern allein mein gedankenloser Leichtsinn. Ihr gütiges Wohlwollen werde ich niemals vergessen ...*“.

Während Oberleutnant Y. den Brief in der Hand hielt, zeichnete sich allmählich Verachtung auf seiner Miene ab. Dann warf er A. einen mißbilligenden Blick zu und sagte spöttisch:

„Willst du zum Wohltäter der Menschheit werden?“

„Warum nicht, manchmal ist mir danach“, parierte A. leichthin und blickte aus dem Bullauge. Er sah nichts als Wellen im strömenden Regen. Nach einer Weile sagte er plötzlich mit einer gewissen Verlegenheit in der Stimme:

„Irgendwie bedrückt es mich, daß ich nicht das geringste Mitleid empfand, als ich ihm die Ohrfeige gab ...“.

Für einen kurzen Augenblick schwankte Oberleutnant Y.s Gesichtsausdruck zwischen Argwohn und Unsicherheit. Dann aber breitete er wortlos eine Zeitung auf dem Tisch aus und begann zu lesen. Zufällig hielt sich außer ihnen beiden niemand in der Messe auf. Allerdings hatte jemand ein Glas mit einigen Stengeln Sellerie auf den Tisch gestellt. Auch A. schweig und betrachtete rauchend die frischen, grünen Blätter. So merkwürdig es auch war, er empfand Zuneigung zu dem schroffen Oberleutnant Y. ...

II. Drei Männer

Nach einer Seeschlacht nahm das Linienschiff ×× im Verband mit fünf weiteren Kriegsschiffen langsam Kurs auf die Bucht von Chinhæ*. Die Nacht senkte sich über die See. Backbords aber stand eine feuerrote Mondsichel am Horizont. Natürlich kehrte auf einem Schiff von zwanzigtausend Tonnen auch zu dieser Zeit noch keine Ruhe ein, doch an jenem Abend nach dem Sieg herrschte eine ganz besondere Ausgelassenheit. Der Einzige an Bord, der selbst in dieser Stunde völlig mutlos wirkte, war der ruhelos auf und ab schreitende, furchtsame Oberleutnant K.

Am Vorabend der Seeschlacht hatte er bei einem Gang über das Deck den fahlen Schimmer einer Laterne bemerkt und sich dorthin geschlichen. Er entdeckte einen jungen Musiker aus der Militärkapelle, der, um dem Auge des Feindes zu entgehen, bäuchlings auf den Deckplanken lag und im schwachen Licht einer Laterne in der Bibel las. Der gerührte Oberleutnant richtete ein paar freundliche Worte an den Musiker. Der junge Mann erschrak zunächst, doch als der erwartete Tadel ausblieb, gab er mit einem beinahe weiblichen Lächeln schüchtern Auskunft auf die Fragen des Offiziers. Nun aber war der junge Musiker nur noch eine aufgebahrte Leiche, Opfer des Einschlags eines Geschosses am Fuße des Hauptmastes. Beim Anblick seiner Leiche war Oberleutnant K. die Zeile „Im Tode findet der Mensch Ruhe“ durch den Kopf gegangen. Ihm selbst erschien die Vorstellung, von einem Augenblick auf den nächsten von einem Geschoss aus dem Leben gerissen zu werden, verlockender als jeder andere Tod.

Doch auch ein weiterer Vorfall, der sich unmittelbar vor der Schlacht ereignet hatte, war dem empfindsamen K. in deutlicher Erinnerung geblieben. Bei hohem Seegang wurden die sechs Kriegsschiffe des Verbandes in Gefechtsbereitschaft versetzt. Aus irgendwelchen Gründen öffnete sich der Rohrverschluß eines Geschützes an Steuerbord nicht. Am Horizont kamen bereits die aufsteigenden Rauchsäulen der feindlichen Schiffe in Sicht. Ein Matrose, der das Mißgeschick

bemerkte, stieg auf das Kanonenrohr und kroch unbekümmert auf dem Bauch bis zur Mündung, wo er versuchte, mit den Füßen den Verschuß zu öffnen, was ihm aber einfach nicht gelingen wollte. Mehrfach wiederholte der über den Wellen hängende Matrose seine verzweifelten Bemühungen mit beiden Füßen, doch vergeblich. Hin und wieder aber hob er auch den Kopf und lachte, wobei man seine weißen Zähne sah. Plötzlich neigte sich das Schiff in den wogenden Wellen nach rechts. Zugleich ergossen sich hohe Wellen über das ganze Steuerbord – Wellen, die, wie man nach wenigen Augenblicken feststellen mußte, mächtig genug gewesen waren, den Matrosen vom Geschützrohr in das Meer zu reißen. In höchster Not reckte er einen Arm aus den Wellen in die Höhe und schrie gellend. Aufgeregt schimpfend warfen die Matrosen eine Boje in das Wasser. Allerdings war es schlichtweg unmöglich, unmittelbar vor den Augen der feindlichen Schiffe ein Boot zu Wasser zu lassen. Der Matrose klammerte sich an die Boje, trieb aber immer weiter weg. Er war dazu verurteilt, früher oder später in den Wellen zu ertrinken. Obendrein waren Haie in den dortigen Gewässern alles andere als selten ...

Oberleutnant K. gedachte des Schlachtentods des jungen Musikers und jenes Zwischenfalls vor der Schlacht mit zwiespältigen Empfindungen. Zwar hatte er die Marine-Akademie besucht, doch in jungen Jahren auch einmal davon geträumt, ein naturalistischer Schriftsteller zu werden. Selbst nachdem er die Marine-Akademie absolviert hatte, war er ein leidenschaftlicher Leser Maupassants geblieben. Das menschliche Leben pflegte sich dem Oberleutnant stets von seiner düsteren Seite zu zeigen. Seit er sich an Bord des Linienschiffes ×× befand, dachte er manchmal an die Inschrift „Leben ist Kampf“ auf einem ägyptischen Sarkophag und konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, nicht nur die Offiziere und Unteroffiziere der ××, sondern auch das Schiff selbst hätten sich verschworen, den Sinnspruch der Ägypter wortgetreu in die Tat umzusetzen. Beim Anblick der Leiche des jungen Musikers hatte er daher die Ruhe verspürt, die allen Kämpfen ein Ende setzte. Der Gedanke an den verzweifelten Überlebenskampf jenes Matrosen hingegen war ihm unerträglich.

Oberleutnant K. wischte sich den Schweiß von der Stirn und stieg in der Hoffnung auf ein wenig frischen Wind die Treppe zum Oberdeck hinauf. Am Turm eines 12-Zoll-Geschützes erblickte er das sorgfältig rasierte Antlitz des befehlshabenden Offiziers an Deck, der mit auf dem Rücken verschränkten Händen langsam auf und ab schritt. Vor ihm, mit dem Geschützturm im Rücken, stand in strammer Haltung und gesenkten Hauptes ein Gefreiter mit hohen Wangenknochen. Von plötzlicher Unruhe erfaßt trat Oberleutnant K. zu dem Offizier hin und fragte:

„Wieso steht er hier stramm?“

„Weil er es sich nicht verkneifen konnte, während der Inspektion durch den Ersten Offizier pinkeln zu gehen!“

Natürlich war ein solcher Vorfall an Bord eines Kriegsschiffes nicht sonderlich ungewöhnlich. K. setzte sich auf die Planken und betrachtete die See vor dem Backbord, dessen Relingstützen geborsten waren, und die feuerrote Sichel des Mondes. Abgesehen von den Schritten des Offiziers war kein menschlicher Laut zu vernehmen. K. begann sich ein wenig zu entspannen und endlich seiner Empfindungen während der Schlacht zu erinnern.

„Bitte, haben Sie doch ein Einsehen! Erkennen Sie mir stattdessen die Auszeichnungen ab!“

Plötzlich hatte der Gefreite den Kopf gehoben und das Wort an den Offizier gerichtet. Unwillkürlich blickte K. dem Gefreiten in das dunkle Gesicht und hatte den Eindruck, daß es dem Mann ernst war. Der belustigte Offizier aber fuhr fort, mit verschränkten Händen auf und ab zu gehen.

„Rede keinen Unsinn!“

„Ich verliere vor meinen Untergebenen das Gesicht, wenn ich hier stehe. Selbst ein Aufschub der Beförderung wäre mir lieber.“

„Ein Aufschub der Beförderung ist eine ernste Sache. Besser, du stehst weiter stramm!“, gab der Offizier zurück und setzte unbewegt seinen Gang über das Deck fort. Aus psychologischer Sicht stimmte K. dem Offizier zu. Auch erschien ihm das Ehrgefühl des Gefreiten allzu sentimental. Und doch, irgendwie versetzte ihn der Anblick des hängenden Hauptes stramm stehenden Mannes in Unruhe.

„Hier zu stehen ist eine Schmach!“, hob der Gefreite mit gesenkter Stimme erneut an.

„Die hast du dir selbst zuzuschreiben!“

„Ich will mich jeder Bestrafung fügen, aber hier stehen zu müssen ...“

„Wäre nicht jede andere Strafe ebenso schmachvoll?“

„Nichts kann schmachvoller sein, als vor den eigenen Untergebenen der Würde beraubt zu werden!“

Der Offizier gab keine Erwiderung mehr. Auch der Gefreite schien sich allmählich in sein Schicksal zu fügen, denn nachdem er mit Nachdruck beklagt hatte, der Würde beraubt zu werden, versank er in Schweigen. Oberleutnant K. wurde immer unbehaglicher zumute (obgleich ihm durchaus bewußt war, daß er möglicherweise der Sentimentalität des Gefreiten auf den Leim ging), er hatte

das Gefühl, ein gutes Wort für den Mann einlegen zu müssen. Als er aber den Mund öffnete, verwandelte sich das gute Wort in eine belanglose Bemerkung:

„Wie still es ist!“

„Hm“, gab der Offizier zurück und setzte seinen Gang fort, wobei er sich nun über das Kinn strich – das ganz besonders sorgfältig rasierte Kinn, das am Vorabend der Schlacht zu Oberleutnant K. davon gesprochen hatte, „wie einstmals Kimura Shigenari* ...“

Nach Verbüßung der Strafe war der Gefreite plötzlich verschwunden. Allerdings konnte er sich während der Dienstzeit schwerlich unbemerkt ertränkt haben. Auch stand binnen weniger Stunden fest, daß seine Leiche nicht in dem für Selbstmorde wie geschaffenen Kohlenspeicher lag. Dennoch konnte sein spurloses Verschwinden nur bedeuten, daß er nicht mehr lebte, zumal er Abschiedsbriefe an seine Mutter und seinen jüngeren Bruder hinterlassen hatte. Die Nervosität des Offiziers, der die Strafe über ihn verhängt hatte, war offenkundig. Der furchtsame Oberleutnant K. floß vor Mitgefühl beinahe über und nötigte ihm einen Becher Bier nach dem anderen auf, ohne selbst zu trinken, wemgleich des Offiziers zunehmende Trunkenheit ihm gleichfalls Sorge bereitete.

„Er war nun einmal ein eigensinniger Bursche. Aber wer weiß, vielleicht lebt er ja noch?“

Im Begriff, vom Stuhl zu rutschen, knurrte der Offizier immer wieder:

„Ich habe ihm nur befohlen, stramm zu stehen. Deshalb bringt man sich doch nicht um ...“.

Als das Linienschiff ×× im Hafen von Chinhae vor Anker lag, stießen Maschinisten beim Reinigen des Schornsteins plötzlich auf den Gefreiten. Er hatte sich an einer im Schornstein befestigten Kette erhängt. Was dort hing, war nur noch ein Skelett, denn Haut und Fleisch waren mittlerweile verschmort, von dem Matrosenanzug ganz zu schweigen. Natürlich erfuhr auch Oberleutnant K. in der Messe davon. Dachte er daran, wie der Gefreite vor dem Geschützturm gestanden hatte, beschlich ihn das Gefühl, irgendwo am Himmel stünde noch immer jene feuerrote Mondsichel.

Das Sterben der drei Männer warf einen finsternen Schatten auf des Oberleutnants Gemüt, der nie wieder weichen sollte. Ja, mit der Zeit erschienen ihm die drei Tode sogar wie Sinnbilder des ganzen menschlichen Daseins. Mit den Jahren aber begann man selbst diesen Pessimisten in der Marine zu den hoch angesehenen Admiralen zu rechnen. Nur selten ließ er sich dazu bewegen, eine Kalligraphie zu hinterlassen. Erwies es sich jedoch als unumgänglich, schrieb er stets die Worte:

Siehe meine Augen
 Schweige ich, verraten sie nichts
 Von meinem Leid.*

III. Das Linienschiff ××

Das Linienschiff ××

 lag im Kriegshafen von Yokosuka im Dock. Die Reparaturarbeiten kamen einfach nicht von der Stelle. Das hohe Schiff von zwanzigtausend Tonnen, an dessen Flanken es innen wie außen von Arbeitern wimmelte, vermochte seine Ungeduld kaum zu bändigen. Allerdings, die Vorstellung, von Muscheln übersät in See zu stechen, war gleichermaßen geneigt, es am ganzen Leibe kribbeln zu machen.

Die befreundete △△ lag ebenfalls in Yokosuka vor Anker. △△, ein Kriegsschiff von zwölftausend Tonnen, war jünger als ××. Über die weite See hinweg führten sie bisweilen eine lautlose Unterhaltung. △△ bemitleidete ××

 nicht nur ihres hohen Alters wegen, sondern auch, weil letztere aufgrund eines Konstruktionsfehlers der Schiffbauingenieure leicht aus dem Ruder lief. Allerdings pflegte △△ aus Rücksicht auf ×× davon zu schweigen. Mehr noch, sie bewies ihren Respekt vor der in vielen Schlachten bewährten Älteren stets durch eine besonders höfliche Sprache.

Eines bewölkten Tages aber schlugen Flammen aus dem Pulvermagazin der △△, und nach einer ohrenbetäubenden Explosion legte sie sich auf eine Seite. Keine Frage, ××

 war entsetzt (wenngleich die zahlreichen Arbeiter auf dem Schiff ihr Erbeben mit den Gesetzen der Physik erklärten). Ohne jemals an einer Schlacht teilgenommen zu haben, war △△ mit einem Mal zum Krüppel geworden – ×× vermochte es kaum zu fassen. Mühsam ihre Erschütterung verbergend suchte sie △△ aus der Ferne aufzumuntern. Diese aber, auf der Seite liegend und in dichten Rauch gehüllt, stöhnte nur gequält auf.

Wenige Tage später begannen die Planken auf dem Deck des Zwanzigtausendtonners ××

 rissig zu werden, da an beiden Seiten der Wasserdruck fehlte. Die Arbeiter beeilten sich von nun an noch mehr mit den Reparaturen. ×× aber hatte sich längst aufgegeben. Immerhin, verglichen mit dem Schicksal der jungen △△, die vor ihren Augen gesunken war, hatte sie in ihrem Leben Glück wie Leid bis zur Neige ausgekostet. ×× erinnerte sich an eine Seeschlacht in alten Tagen. Jene Seeschlacht, in der ihre Flagge in Fetzen gegangen und der Hauptmast gebrochen war ...

Hell ragte der Bug der im Trockendock liegenden ××

 in die Höhe. Kreuzer und Zerstörer sah sie kommen und gehen, auch neue Unterseeboote und

Wasserflugzeuge. ×× aber überkam bei ihrem Anblick nur ein Gefühl von Vergänglichkeit. Über den Kriegshafen von Yokosuka hinweg, der bald im Sonnenlicht lag und bald unter Wolken, blickte das Linienschiff ×× und harrete geduldig seines Schicksals. Erfüllt von einer gewissen Unruhe ob der Deckplanken, die sich von selbst immer weiter verzogen ...

(Niederschrift am 10. Juni 1927)

Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „*Mitsu no mado*“. Erstveröffentlichung in: *Kaizō*, 1927/7. Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 10. Tokyo: Kadokawa bunko, 1968, S. 104-113.

Anmerkungen:**Der Christus von Nanjing (*Nankin no kirisuto*, 1920)**

Qiwangjie	Die heutige Straße Jiankanglu in Nanjing
Qinhuai	Heute ein Stadtbezirk von Nanjing
Kalomel	(Quecksilberchlorür, Chloretum hydrargyrosium, Mercurius dulcis, Hydrargyrum muriaticum mite) Ein seit Jahrhunderten bekanntes und angewendetes Quecksilberpräparat.

Drei Fenster (*Mitsu no mado*, 1927)

Yokosuka	Hafenstadt und Marinestützpunkt südöstlich von Kamakura (Präf. Kanagawa). Akutagawa lehrte zwischen 1916 u. 1918 am dortigen Kolleg der Marine
Chinhae	Stadt an der Südküste von Südkorea; von 1911 bis 1945 japanischer Marinestützpunkt
Kimura Shigenari	(1592?-1615) Legendärer Kriegsheld, Vasall des Hauses Toyotomi; fiel bei der Verteidigung der Burg von Osaka gegen die Truppen der Tokugawa im Juni 1615.
Siehe meine Augen ...:	Ein von Akutagawa besonders hoch geschätzter Vers des bedeutenden jap. Zen-Meisters, Dichters und Kalligraphen Hakuin Zenji (Hakuin Ekaku, 1685-1768)